

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 16 (1936-1937)
Heft: 1

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Latinisten — eine verkümmernde Wirkung haben. Wenn man das bedenkt, dürfte auch eine etwas freundlichere Einstellung zur deutschen Sprache und der durch sie vermittelten Geisteswelt einsetzen. B.

* * *

Im Anschluß an diese Zeilen möge die Tatsache vermerkt sein, daß der im Sommer dieses Jahres in der Schweiz stattfindende internationale kunstgeschichtliche Kongreß berichtet, seine Mitteilungen, nach einem ersten, auch deutsch abgefaßten Rundschreiben, nun nur noch, um Kosten zu ersparen, in französischer Sprache erlassen will, trotzdem er in den Städten Basel, Zürich und Bern tagen wird. In den heutigen Zeitläufen muß diese Hintansetzung unserer Muttersprache eben hingenommen werden. Immerhin nicht als selbstverständlich.

Bücher Rundschau

Die Briefe Pascals.

Blaise Pascal, Briefe. Deutsch von Wolfgang Rüttenauer. Verlag von Jakob Hegner, Leipzig.

Diese Übersetzung gibt alle Briefe Pascals wieder, welche im Druck erschienen sind (sehr wenige sind erhalten geblieben), mit Ausnahme von zwei längeren Abhandlungen, die nur äußerlich als Brief aufgemacht sind. Auch so bleibt noch manches, was eigentlich nicht Brief-, sondern Abhandlungscharakter trägt. Insbesondere die langatmigen physikalischen Darlegungen und Streitigkeiten darin werden inhaltlich nicht allzuviel interessierte Leser finden. Doch haben sie persönlich den bedeutenden Wert, uns gleich in einen konstituierenden Wesenszug des großen Naturforschers und religiösen Denkers einzuführen. Er war, wie man ja auch aus einem seiner Hauptwerke, den „Lettres provinciales“ weiß, ein unermüdlicher, scharfer und nicht immer ganz loyaler Polemiker. Von der Spitzigkeit seines Tones einen kleinen Begriff zu geben, diene folgendes Zitat aus den Briefen: „Seine Ansichten über mich sind ohne Zweifel entweder durch den Bericht von Leuten, die ihm glaubwürdig erschienen, hervorgerufen, oder sie sind ein Erzeugnis seines eigenen Geistes. Wenn das erste der Fall ist, so bitte ich Sie, mein Herr, dem guten Vater einen Dienst zu erweisen, indem sie ihn auf die Bedeutungslosigkeit und Oberflächlichkeit seiner Meinung aufmerksam machen. Und wenn das zweite der Fall ist, so bete ich von jetzt an zu Gott, ihm diese Beleidigung zu verzeihen, und bitte ihn darum ebenso aufrichtig, wie ich selbst es ihm vergebe; und ich bitte alle Zeugen und Sie selbst, mein Herr, ihm in gleicher Weise zu vergeben.“ Und um was handelt es sich hier? Um einen miserablen Prioritätsstreit, in dem Pascal sogar noch unrecht hatte. Niemand wird behaupten wollen, daß dieser Ton menschlich angenehm sei, und auch wer gegenüber der christlichen Forderung des Nichtwiderstands gegen das Böse allerhand Vorbehalte zu machen geneigt ist, wird bei einem solchen Polemiker jene Art der Selbstversessenheit, welche auch nicht das kleinste Lüttelchen vom eigenen Recht nachläßt, nicht ideal finden können. Nehmen wir nun aber jenes Gebet um Verzeihung im „zweiten Fall“ keineswegs als bloße Heuchelei, sondern als Ausdruck eines leidenschaftlichen und tiefgewurzelten Wunsches nach Reinheit und Selbstlosigkeit, der eben nur gegen den Geltungsdrang der eigenen Natur krampfhaft gestemmt irgendwie falsch wird — so haben wir gleich einige Grundelemente von Pascals Denken beisammen. Einem Menschen solcher Natur muß natürlich alle Natur als heillos und verflucht erscheinen und das Höhere als ein einmalig und rein positiv von oben hereinbrechendes Wunder. Damit gehört Pascal zu jenem Typus der Religiösen, der durch einen verzweifeltsten Kampf hindurch muß und davon immer (wie D. F. Strauß richtig sagt) tiefe Narben, etwas Herbes und Schroffes behält. Es sind Menschen wie Paulus, Augustin, Luther, Kierkegaard. Alle diese haben gemeinsam, ein außerordentlich starkes und unduld-

James Gefühl des eigenen Rechtes und der eigenen Geltung niemals besiegen zu können und infolgedessen sich zwischen tiefen Rückfällen in die höchste Selbstgebundenheit an den Gedanken eines radikalen Wunders zu klammern, das sie in völliger Passivität mit einem Schlage verwandeln oder wenigstens rechtfertigen könnte. Dieses Schema suchen sie in leidenschaftlicher Weise allen ohne Unterschied aufzuzwingen. Dabei kommen natürlich sehr tiefe und nur durch die qualvollsten Engpässe des Menschenseins zu erringende religiöse Erkenntnisse heraus, aber auch Verzerrungen, Verkrampfungen, Verkürzungen, die, zum einzigen Maßstab der Religion gemacht, unter andern gearteten Naturanlagen furchtbare Verwüstungen und Verfälschungen hervorbringen können. Da in den vorliegenden Briefen das sachliche Gewicht auf dem Religiösen liegt, so spiegelt sich auch in diesem engen Ausschnitte die Persönlichkeit Pascals in jener einseitigen und gewalttätigen Größe. Natur und Körper sind das völlig Verworfenen; „darum ist der Tod notwendig, um diese unselige Wurzel der Sünde endgültig auszutilgen, und aus diesem Grunde ist der Tod wünschenswert... Die zeitliche Betrübniß birgt in sich das ewige Heil, zu dem sie führt, die zeitlichen Freuden bergen in sich das ewige Unheil, das sie verursachen.“ Auch darin weist sich Pascal als Mitglied der umrissenen Gruppe aus, daß ihm betreffs des hereinbrechenden Heils Gott deutlich hinter Christus zurücktritt. Das liegt wohl bei all diesen Geistern daran, daß Gott als Allumfassendem und Allgegenwärtigem eine gewisse positive Beziehung zur Natur nie ganz zu entwenden ist, während Christus als einmalige geschichtliche Größe dem Explosiv-Charakter dieser Theologie weit näher steht. Infolgedessen ist dann nicht der Gottesglaube, sondern der Christusglaube das Schibboleth, an dem sich die Frage des Heidentums entscheidet. Selbstverständlich ergibt sich aus dieser Grundeinstellung der Gedanke der strengen Vorherbestimmung. Nur „die Erwählten sind nicht den Launen des Zufalls überlassen“, und in dem paulinischen Spruch (Römer 8, 28), daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, betont Pascal die gewöhnlich weggelassene Nachbemerkung, daß es sich dabei nur um die Erwählten handelt. „Danken wir Gott unendlich dafür, daß er sich vor den andern in allen Dingen verborgen, für uns aber in allen Dingen auf so viele Weise offenbart hat“. Die Fortsetzung des einmaligen Offenbarungswunders ist dann die katholische Kirche, deren Einmaligkeit und Ausschließlichkeit Pascal aufs schärfste betont: „Wir wissen, daß alle Tugenden, das Martyrium, die Askese und alle guten Werke nutzlos sind außerhalb der Kirche und der Gemeinschaft mit dem Haupte der Kirche, welches der Papst ist.“ Dann zeigen sich aber doch wieder auch hier die Ansätze der großen Dialektik Pascals, welche natürlich über dieses enge Schema hinausweist, so etwa in einer Bemerkung wie der folgenden: „... die rechte Weise des Begreifens, d. h. durch die innere Bewegung Gottes“. Auch die große Gesamtanschauung, die er an anderer Stelle ausführt, wonach Gottes Handeln in Wille und Widerwille eine große Bewegung sei, welche der Mensch in sich aufzunehmen und nachzubilden habe, was den wahren, zentralen und beinahe pantheistischen Nichtwiderstandsgedanken ergibt, führt in diese Richtung. Selbstverständlich kann auf Grund der Briefe nicht ein vollständiges Bild Pascals gezeichnet werden, aber es hebt sich doch bereits in ihnen der Ansatz aller Grundlinien seines Geistes in seiner Bitterkeit und Härte ab, wie auch in seiner Weite und Größe. Und es versteht sich, daß die Zurückhaltung der katholischen Kirche, ihn sich ganz zu eigen zu machen und sich ganz zu ihm zu bekennen, nicht allein auf seine zeitweilige äußere Nonkonformität, sein Liebaugeln mit dem Jansenismus zurückgeht (ein starker Beleg für das Letztere ist der empörende Brief über die Ehe an Pascals Schwester, Madame Périer, vom Jahre 1659). Sondern es ist weise, wenn eine umfassende Anstalt sich nicht ganz auf einen so zugespitzten Denker festlegt, sondern mehr auf solche umfassend=ausgleichenden Charaktere wie Thomas von Aquin oder Molina — wenngleich das natürlich auch seine großen Gefahren birgt. Man sollte aber dann nicht wegen der bedeutenden Werbekraft, die natürlich einem Geist vom Range Pascals bewohnt, jene relative Unvereinbarkeit beiseite schieben (wozu in Guardinis Pascal-Buch Neigung zu sein scheint). Denn wenn die Stichworte Pascals in die Masse bringen, so entsteht nichts Gutes und auf jeden Fall nichts „Katholisches“ im guten Sinne.

Erich Brod.

Malerei.

H. Tietze, Meisterwerke europäischer Malerei in Amerika. Phaidonverlag, Wien.

Seit der Mitte des letzten Jahrhunderts, als Nordamerika ungefähr nichts an Kunstbesitz aufzuweisen hatte und sich auch in keiner Weise für einen solchen interessierte, hat eine ungeheure Auswanderung von Kunstwerken von Europa nach den Vereinigten Staaten eingekehrt, die der Herausgeber dieses Buches mit der Ausplünderung Griechenlands durch Rom oder Italiens durch die französischen Heere der Revolutions- und napoleonischen Kriege vergleicht. Zwar handelt es sich bei der heutigen Analogie um legale Kaufakte, aber unter Ausnützung eines wirtschaftlichen Übergewichtes, welches nicht immer auf so einwandfreien moralischen Grundlagen ruhte, daß der Europäer ganz ohne Protest an diese Verlagerung denken könnte. Nachdem vor, während und nach dem Weltkrieg die Abwanderung fast den Charakter eines Ausverkaufs annahm, scheint jetzt seit der Krise eine starke Verlangsamung derselben, ja fast ein Gleichgewicht eingetreten zu sein. Heute ist nun ungefähr ein Fünftel des hochwertigen klassischen Kunstbesitzes Europas in amerikanischen Besitz, und es erhebt sich damit die Frage, ob dieser Neuerwerb für Amerika wirklich so fruchtbar und kulturfördernd genannt werden kann, daß Europa die Macht der Tatsachen auch innerlich anerkennen kann. Nach den Ausführungen von Tietze scheint es, daß obwohl auch heute noch im amerikanischen Kunstjammellwesen viel Snobismus und Prokerei mit unterläuft, doch darin die Grundlage zu einem eigenen, wenn auch nicht schöpferischen, so doch aufnehmenden Kunstleben von Niveau gegeben sei. Wenn sich das bewahrheitet, so bliebe für Europa dem verlorenen Gute gegenüber aber mindestens noch eine Aufgabe: es in guten Wiedergaben auch in Europa so zu verbreiten, daß es wenigstens der Idee und dem Wissen nach aus dem europäischen Besitze nicht ganz verschwindet. Diese Aufgabe ist wesentlich. Denn was heute in Nordamerika an wichtigsten Kunstwerken aufgehäuft ist, ist in Europa so gut wie unbekannt — umsomehr, als zur Zeit, wo die meisten dieser Dinge über das Wasser wanderten, Technik und Interesse für künstlerische Reproduktion in den Anfängen waren. Außerdem stammen die meisten aus europäischen Privatsammlungen, welche sowieso aus falscher Vornehmheit die Reproduktion ihrer Kleinodien möglichst hintanzuhalten lieben. Selbst bei dem heutigen Stande der Vervielfältigungs- und Veröffentlichungstechnik sind es noch immer fast dieselben Dinge, die in den Kunstgeschichten und Monographien wieder und wieder abgebildet werden. Da ist denn ein Buch wie das vorliegende von höchstem Verdienst, und es ist zu hoffen, daß, was es bietet, wirklich weithin ins öffentliche Bewußtsein eindringt. Nach dem Überblick, den es vermittelt, muß das Niveau der amerikanischen Sammlungen ein hohes sein. Mit Ausnahme der italienischen Hochrenaissance, deren Meisterwerke niemals eine Zeit minderer Schätzung erlebten, immer als ein Kanon der Kunst galten und daher schon frühzeitig in festen Händen waren, sind fast alle Zeiten, Länder und Stilperioden gut vertreten. Wenn wir nach der gebotenen Auswahl urteilen dürfen, ist besonders das Porträt stark repräsentiert. Das versteht sich ohne weiteres, wenn man bedenkt, daß das Bildnis es ist, welches zunächst Zugang zur Kunst gewährt. Das Bildnis ist's ja auch, welches uns an der gesamten morgenländischen Kunst von Ägypten bis Japan am ehesten zugänglich und verständlich ist. — Nach Angabe des Herausgebers gehen fast alle bedeutenden amerikanischen Privatsammlungen mit der Zeit beinahe automatisch in öffentlichen Besitz über — ein Punkt, wo sich das alte Europa seine nachgeborenen Pflanzstädte dringlichst zum Vorbild nehmen sollte. Die wenigsten der großen Privatsammlungen Europas sind auch nur einer ausgewählten Öffentlichkeit zugänglich, geschweige daß noch oft wirklich großartige Legate an die Museen gemacht würden. So ist der eigentlich unhaltbare Zustand da, daß absolut einmalige Werke für die Menschheit bis auf eine Handvoll oft Verständnisloser so gut wie verloren sind. Es ist, als ob etwa der Besitzer der Handschrift von Bach'schen Kantaten sie der Öffentlichkeit vollständig zu entziehen vermöchte und es auch täte. — Die Abbildungen in diesem Buche sind scharf, anscheinend gut gewählt, und das ganze Werk von erstaunlicher Wohlfeilheit.

E. Br o d.

Schweizerdeutsch und Hochsprache.

Die geschichtliche und schicksalshafte Tatsache, daß wir vom Reich uns losgelöst haben, bewirkte in der Folge eine Lockerung in der Gemeinsamkeit des nächsten und höchsten kulturellen Gutes, der Sprache, eine Lockerung, die dort allzuoft von verständnisloser Abschätzung, hier von trotzigem Ablehnen begleitet ist. Langsam, viel langsamer als in Deutschland, erlangte die Schriftsprache, durch Luthers Bibel, durch den Buchdruck verbreitet, allgemein anerkannte Wirklichkeit. Diese ist ihr als Form heute gesichert, keineswegs aber in dem, was eine Sprache lebendig macht, in der Lautwerdung, im Klang. Das Hochdeutsche bedeutet uns vorerst die Schrift- und Drucksprache, die Sprache unserer geistigen Zuwendungen also, die wir in Wissenschaft und Dichtung empfangend und gestaltend lieben, deren Schönheit und Fülle uns heilig ist, im Innersten vertraut und immer wieder überraschend. Wir übertragen ihr unserer Gedanken bestes Gut und wissen nur durch sie seine letzten Tiefen auszuformen, ohne daß sie der Prägung unserer nationalen Eigenart sich ungeeignet erwieise.

Das Schweizerdeutsch, das wie ein Gegenstrom unseres Gemütes aus dem Mutterboden hervorbricht und sein uns teures Recht behauptet, muß notwendigerweise in seinen breiteren, doch niedrigeren Belangen gegen die Hochsprache hin in Spannungen geraten, welche es zu drücken und aufzuweichen oder zu überhöhen drohen. Die eindringliche und unablässige Wirkung von Zeitungen, Film, Rundfunk mehrten die Gefahr des ersteren, indes ein nationalistisch geblendetes Nichtsehenwollen unserer mündsprachlichen Grenzen dem letzteren rufen. So tritt immer fordernder die Frage an uns heran, wie wir Mund- und Hochsprache gegeneinander abgrenzen und jeder die ihr gemäße Bewahrung und Entfaltung gewinnen können. Nicht umsonst verlassen wir die Mundart überall dort, wo wir an größeren Kreis gewandt und weittragenderen Ausdrucks bedürftig, die Bezirke des traulichen wie des alltäglichen Umgangs übersteigen. Viele glauben nun — übrigens könnten sie wohl kaum anders — den vaterländischen Gefühlen Treue zu bekunden, wenn sie ihr Hochdeutsch dem Schweizerdeutsch tunlichst nahe halten. Wie sehr bei derartigem Sprechen der beste Vortrag im Ohr eines formliebenden Hörers Einbuße erleidet, bezeugt, daß Hochdeutsch nicht bloß als tönende Schriftsprache gewählt, sondern als lebendige Hochsprache gepflegt und gehalten sein will. Diesem Bedarf und Verlangen kommt eine *Sprechtechnik für Deutschschweizer* entgegen, welche der hierin berufserfahrene Basler Christian Winkler im Francke Verlag Bern herausgegeben hat. Ein Vorwort von Otto v. Greherz, sowie das zielführende Eingangskapitel des Verfassers bekennen sich zu der Hoffnung, durch Gewinn und Verbreitung reiner deutscher Aussprache jene klare Scheidung zwischen Mundart und Hochsprache zu erreichen, welche allein das Schweizerdeutsche in seiner kraftvollen Fülle erhalten und vor durchgreifender Vermischung bewahren könne. Winkler will das Gefühl für den Abstand, die Eigenart beider Sprachen schulen. Um hochsprachiges Sprechen nicht zum Zwang, sondern zur natürlich gewordenen Gewohnheit zu bilden, meidet er, was dem „mundartlich begründeten Sprachgefühl“ des Schweizlers zuwider geht. Winkler nimmt den Lehrkurs seines 120 Seiten starken Bändchens systematisch auf, er gründet auf ruhigen, besinnlichen Atem, auf weichem, stimmchonendem Einfaß, betont die physiologische Verschiedenheit der Lautbildung hier und dort, legt den Finger auf unsere Abweichungen und führt schließlich über Gliederung, Betonung und Tongebung zu den Forderungen der Vorlesung und freien Rede hin. Die Erläuterungen der einzelnen Unterstufstufen werden je und je in knappen Zeitsätzen zusammengefaßt, mitunter durch Zeichnungen verdeutlicht und von Übungen gefolgt. Nun beansprucht Ch. Winkler freilich nicht mehr als eine Sprechtechnik zu geben, welche die reine Aussprache lehrt. Hochsprache und Mundart unterscheiden sich jedoch noch in einem Weiteren: in Grammatik und Wortgebrauch. Die daraus erfolgende Unsicherheit, die so leicht in der Praxis des Sprechens uns befällt, zu beheben, könnte die nützliche und erkennenswerte Leistung der „Sprechtechnik“ bestens ergänzen.

H e d w i g S c h o c h.

Geschlechtsnamen.

Deutschschweizerische Geschlechtsnamen von Paul Dettli. (Volksbücher des Deutschschweizerischen Sprachvereins, bei Eugen Rentsch, Erlenbach.)

In knappster und volkstümlicher Form ist hier eine Deutung der deutschschweizerischen Geschlechtsnamen gegeben, wohl der meisten, für die sich nach dem heutigen Stand der Wissenschaft überhaupt eine Erklärung geben läßt. Aber der Inhalt des Büchleins geht weit über diese trockenen Feststellungen hinaus. Der Ursprung der schweizerischen Geschlechtsnamen reicht bis zur Entstehung der Eidgenossenschaft oder noch weiter zurück. Da sie alle auf den Wohnsitz, auf Gewerbe oder Tätigkeit, auf besondere Eigenschaften oder den Vornamen der Eltern zurückgehen, so muß eine solche Übersicht zugleich ein merkwürdig lebendiges Bild des Landes und der Leute in den vorigen Jahrhunderten geben. — In einem Teil der Namen spiegelt sich das ganze Schweizer Land mit seinen Bergen, Schroffen und Felsen, Abhängen, Weiden und Tristen, mit seinen Flußläufen, Wäldern, Aekern und Talgründen. Erstaunt sehen wir in der alten Schweizer Sprache die Fülle der Bezeichnungen für die Umgebung, in der sich die Menschen bewegen und ihr Tagwerk tun. So umschrieb und bezeichnete ein einziges Wort die Natur eines Aekers, die Entstehung und Beschaffenheit eines Hanges deutlicher, als wir es heute oft mit einem umständlichen Nebensatz vermögen. Oft ist uns nur eine Ahnung geblieben, was diese Bezeichnung wohl von jener unterscheiden mochte. So war Au eine Wiese am Wasser, Wang eine Wiese am Abhang, auf der Matte wurde wohl kein Vieh zugelassen wie auf der Wiese und Weid, die Mad lag auf dem Berg, aber noch mähbar. Wir sehen im Spiegel ihres Namens die Menschen mit Roden und Brennen immer mehr Land gewinnen, es einzäunen und bebauen. Wir sehen sie die Flüsse meistern, befahren, mit merkwürdigen heute vergessenen Geräten fischen. — In den Städten behielten die Geschlechter oft lange den Namen ihrer Herkunft bei, daneben aber bildeten sich die Benennungen nach dem Gewerbe, die besonders leicht zu wirklichen Familiennamen werden konnten, da der Beruf sich meistens vererbte. So tritt uns das ganze handwerkliche Treiben einer mittelalterlichen Stadt vor Augen. Wir sehen den Walfer und Wollschläger, Färber, Näher, Haubemacher, den Müller und Pfister (Bäcker), Rüfer und Faßbinder, Zimmermann und Wipfler, den Scherer und Bader, Fuhrleute und Waffentragende. Aber auch das Rechtsleben wird lebendig, Altherr und Bürgermeister treten auf, die Richter und Schöffel, der Sprecher (Fürsprecher) und der Schreiber. — Bei den Namen, die aus der Beobachtung besonderer persönlicher Eigenschaften entstanden sind, ist wieder der sprachliche Reichtum an Unterscheidungen und Schattierungen bemerkenswert. Auch eine gewisse Spottlust läßt sich nicht leugnen. Die lange Liste der alten deutschen, zum Teil heute vergessenen Eigennamen ist nicht zu übersehen.

Es ist wohl für jeden reizvoll, den Ursprung seines Namens zu entdecken. So möchte der Verfasser den Leser anregen, selber auf den angedeuteten Spuren weiterzugehen und seinem eigenen Namen in allen seinen Umwandlungen in Kirchbüchern und anderen Urkunden nachzuspüren. Vielleicht wird ihm dabei eine persönliche Neigung als Ahnengut bewußt, vielleicht findet er eine Eigenschaft, um die er sich heute müht, bei seinen Ahnen schon entwickelt, so daß er mit desto größerer Freude und Vertrauen sucht, sie selbst wieder zu erwerben.

F r m g a r d v. F a b e r d u F a u r.

Der arme Mann im Toggenburg.

Willh Fries hat sich von der Selbstbiographie des *Armen Mannes* Ulrich Bräker im Toggenburg (Rascher, Zürich) zu einer schwarzweißen Bildfolge von eigenartiger Phantasie anregen lassen. Über die Hirtenbubenzeit und die trügerischen Sonnentage einer ersten Liebe geht es ins Dienstjahr hinein bei einem gutmütigen, leichtherzigen Werbeoffizier in der Grenzstadt Schaffhausen. „Ulrich“ wird schließlich nach Berlin abgeschoben und den Scharen Friedrich des Großen eingereiht. Er desertiert aus der Schlacht bei Jomossig, tritt nach seiner Heimkehr ins Toggenburg in einen sauer süßen Ehestand und kann mit seinem kleinen Baumwollhandel die Seinen mit knapper Not durch das Hungerjahr 1770/71

bringen. Die rote Ruhr entreißt ihm zwei liebe Kinderlein; der Branntwein überläßt seine Kümmernisse; aber mit der französischen Revolution befreit sich sein Geist von den Kleinlichkeiten des Lebens, und im eigenen Häuschen verlebt er einen beschaulich frommen Lebensabend. Der Künstler stellt uns den „Näbissueli“ nach zeitgenössischen Bildern dar mit lebenshungrigen, dunkeln Augen und eingefallenen Wangen, der Rasse nach den Appenzellern verwandt. Die fromme Innigkeit der Selbstbiographie, der Humor, der ungewollt aus den engen Verhältnissen emporspringt, blühen auf den Blättern des Zeichners. Die vorausgeschickten, sorgfältig ausgewählten Seiten aus der Lebensgeschichte sind in ihrer großen, klaren Fraktur und den roten flott geschwungenen Initialen schon ein Genuß an sich.

Helene Meyer.

Besprochene Bücher.

- Pascal, Blaise:** Briefe; Deutsch von Wolfgang Rüttenauer; Verlag Jakob Hegner, Leipzig.
- Winkler, Christian:** Sprechtechnik für Deutschschweizer; Verlag A. Francke A.-G., Bern; 120 Seiten.
- Dettli, Paul:** Deutschschweizerische Geschlechtsnamen; Verlag Eugen Rentsch, Erlenhach.
- Fries, Willy:** Der arme Mann Ulrich Bräker im Todenburg; Verlag Rascher, Zürich.
- Tiege, H.:** Meisterwerke europäischer Malerei in Amerika; Phaidonverlag, Wien.

In der Besprechung über die „Römische Campagna“ im letzten Heft der Zeitschrift sind einige Fehler stehen geblieben, die wir in folgender Weise zu verbessern bitten: Der Maler heißt Horny und nicht Florny. In dem Humboldt'schen Zitat muß es heißen „mehr wert“ statt „Wert“. Statt des janatischen Kampfes hieß es „faustischen“ Kampfes. Und endlich nennt sich der Schaffkäse peccorino und nicht pecconico.

Bücher-Eingänge.

- Geschichte von Elsaß-Lothringen:** Verlag Elsaß-Lothringische Jungmannschaft, Straßburg; Fr. 1.—.
- Ganzer, Karl Richard:** Geist und Staat im 19. Jahrhundert; 1936, Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.
- Verdajew, Nikolai:** Von der Würde des Christentums und der Unwürde der Christen; 1936, Vita Nova Verlag, Luzern; Fr. 2.20.
- Burg, Anna:** Der heimliche Garten; Gedichte; Benteli A.-G., Bern-Bümpliz.
- Maritain, Jacques:** Gesellschaftsordnung und Freiheit; 1936, Vita Nova Verlag, Luzern; Fr. 5.—.

Aus dem Inhalt des März-Hefes:

- Th. Bertheau:** Betrachtungen zum rheinischen Zonenkonflikt. — **G. Föchler-Hauke:** Die Mandschurei als wirtschaftliches und politisches Kraftfeld (V). — **Elisabeth Brock-Sulzer:** Ernst und Friedrich Georg Jünger.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versand: Zürich 2, Stodderstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stodderstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.